

(Nachdruck verboten.)

1)

Brigitte.

Von G. Stein.

Die alte Brigitte hieß sie schon, als Kempe's Frihe, der doch nun schon seit fünf Jahren als Großbauer auf dem Hofe sitzt und eine Frau und ein paar pausbäckige, flachsköpfige Jungen hat, noch ein kleiner Junge war, und noch niemand an die blonde Marie dachte, die heute allen Burschen im Dorf die Köpfe verdreht. Brigitte war alt, uralt, und es war ein Wunder, daß sie noch so bei der Hand war und der Gemeinde nicht zur Last zu fallen brauchte. Sorgte auch noch für ihr Urentelkind, die Tochter von der braunen Ann'. Mußte wohl, denn zu dem Kind war kein Vater da, war ein Stadtkind — Wer mochte da wissen — Ja, ja! Das waren Geschichten. Die konnten einen alle machen! Und doch — seit das Kind da war, war die Alte förmlich wieder jung geworden. Freilich zuerst, als sie die Ann' begraben hatten, schlich sie dahin, wie ein Bündel Kimmerniß, und die Leute glaubten, ihr letztes Stündlein sei nicht mehr fern. Dann aber, da gab sie sich gleichsam einen Ruck, so von innen, und als dann die Kleine heranwuchs und lieblich heranwuchs, das mußte ihr der Neid lassen — da flog es manchmal wie ein Abglanz von Sonne über das verwitterte Gesicht der Alten, und sie konnte Schritte machen, wie eine Junge, wenn sie so, wie heute, nach ihrem Sammelgang durch den Herbstwald, dem Dorf wieder zustrebte. Die Ausbente war heute eine besonders reiche gewesen, und während sie mit geradezu lieblosem Blick immer und immer wieder die prächtigen Pilze umsaßte, die sie gesammelt, überschlug sie in Gedanken, wie viel sie ihr morgen wohl einbringen mochten. So selten und so schöne große Exemplare! Da langte es vielleicht zu dem schönen rothen Kleidchen für die kleine Ann', das in dem großen Geschäft am Markt, mitten in der Auslage, aufgestellt war, daß jedermann gleich merken konnte: Das ist etwas besonderes! Wie das zu den goldenen Locken und den klaren Augen ihres Herzblatts passen würde! Und ein Leblichchenherz sollte sie dazu haben. Die Freude! Die Freude! — Es überwältigte die Brigitte so, daß sie ganz müde wurde, und die Beine nicht mehr weiter wollten. Da mußte sie sich ein Augenblickchen verziehen. War ja auch noch früh am Nachmittag, die Sonne stand noch ziemlich hoch, und Ann' war sicher noch in der Kinderschule, die sie unlängst für die Bewahrlinder eingerichtet hatten. Und hier am Waldesrand war's schön, so schön, daß selbst die nicht mehr gar eindrucksfähigen Sinne der Alten sich daran festzuhalten mußten. Drüben das Dörflein mit der Kirche auf dem Hügel, die hochragenden Scheunen bis oben gefüllt mit dem Segen der abgeernteten Felder. Und um das Stoppelfeld zog sich in buntem Kranz der Wald. Die Sonne kleidete das vielfarbige Laubwerk in prächtige Farben und lag in tiefen Tönen auf dem immergrünen Schmuck der dunklen Tannen.

Und freundliche warme Strahlen huschten über den laubbedeckten Waldboden dahin und umspielten schmeichelnd den Moosfisch der alten Brigitte und den Eichenstamm, an den sie ihren müden Kopf gelehnt hatte. Wie das wohl that und wie das wärmte!

Die Lider sanken immer tiefer über die Augen. Wahrhaftig, sie mußte sich zusammenehmen, sonst schlief sie richtig ein. Tiefer sinkt der Kopf der Alten, um das von spärlichem, weißem Haar umgebene Haupt weben die Sonnenstrahlen eine goldene Gloriole. —

Die Sonnenstrahlen! Ach warum nicht gar! Wo habt ihr denn eure Augen? Goldblonde Flechten sind's, und die sie trägt, ist ein frisches junges Mädchen von achtzehn Jahren, so schön, wie nur je eines zum Tanze ging, und so arm wie eine Kirchenmaus. „Ihrer“ ist Knecht. Er dient auf demselben Hofe und ist nicht älter wie sie. In zwei Jahren muß er zu den Soldaten, in fünf oder sechs Jahren kann dann Hochzeit sein. Thörichte Streiche macht Brigitte nicht, sie will mit dem Myrthenkranz zum Traualtar gehen; aber warten, tren und geduldig warten, das wird sie.

Die Zeit verstreicht. Aus den fünf Jahren sind ihre zehn geworden, ehe sie sich heimführen können. Von ihrem Ersparten haben sie sich die Häuslershütte am Ende vom Dorfe gekauft

und das kleine Neckerchen, das dazu gehört, und Franz ist ganz stolz, wenn er mit „unserer Kuh“ das kleine Stückchen Land umpflügt. Haben sie daheim nichts zu thun, oder eigentlich, hat der Großbauer Arbeit für sie, so arbeiten sie nach wie vor bei Kempe's Heiner und befinden sich wohl dabei, bis die Kinder kommen und die Sorgen.

Eines Tages brachten sie den Franz heim. Ein fallender Baumstamm — sie rodeten ein Stück Wald — hatte ihn so unglücklich getroffen, daß er nach drei Tagen todt war. Gesund und todt — in drei Tagen! Mein Franz, mein armer Franz! Starr und thränenlos folgte sie der Bahre, starr und thränenlos hörte sie die erbauliche Rede des Herrn Pfarrers mit an. Wie aus weiter Ferne klangen ihr die Worte von dem wackeren Arbeiter, den der Herr abberufen, daß er eingehe zur ewigen Herrlichkeit, von der Wittve und den Waisen, denen nun Gott ein Vater sein werde. Er sprach sehr schön, der Herr Pfarrer — wenn man bedachte — nur ein armer Häusler! Dann gingen sie fort, einer nach dem andern, und Brigitte warf sich über das Grab und wimmerte: „Drei Tage! Gesund und todt! Mein Franz! Mein armer Franz!“

Bis der Todtengräber mit seinem Weib kam und sie halb mit Güte, halb mit Gewalt vom Grabe megholte. Ob sie denn nicht an die Kinder denke? Sollten die Vater und Mutter auf einmal verlieren? Die Kinder! Ihrer fünf, vier Buben und ein Mädchen. Klein beieinander — o du — o mein Gott! mein Gott!

Sie zog sie auf in Zucht und Ehren.

Die Jahre gingen ins Land. Mancher Sommer kam und mancher Winter, und Brigitte war alt geworden. Die alte Brigitte! Nicht alt an Jahren. Wer sich die Mühe genommen hätte, im Kirchenbuch nachzuschauen, der hätte höchstens achtundvierzig Jahre herausgerechnet, als sie ihren jüngsten Buben in die Christenlehre schickte.

Aber wenn jahraus, jahrein Wind und Sonne über einen dahin geht, bei harter Arbeit draußen im Feld, und das Glück einen vergessen hat! Die ehemals goldblonden Flechten legten sich in grauen Strähnen um das pergamentne Gesicht, in das Kummer und Arbeit ihre tiefen Runen gegraben hatten; die knochigen Hände und die schuigen Arme erzählten von Arbeit, von viel Arbeit und sahen nicht aus, als ob sie jemanden lieblosen könnten. „Ja, es ist etwas Eigenes um die armen Leute“, meinte die Schlossfrau zu der Pfarrerin, „da ziehen sie ihre Kinder auf, von Liebe wird man nicht viel gewahr, und wenn die Kleinen kaum flügge geworden sind, dann müssen sie hinaus in die Welt und müssen selbst für sich sorgen. Haben die Eltern so lange für die Kinder geschafft, könnten sie's auch noch ein, zwei Jahre durchsetzen und sie daheim behalten, sich an ihnen freuen und ihnen ihre Jugendluft lassen. Mit vierzehn Jahren in die Fremde! Ich könnt's nicht übers Herz bringen und glaube fast, daß die armen Leute ihre Kinder nicht so lieb haben und froh sind, wenn sie sie los bringen!“

Ich weiß nicht, was die Pfarrerin geantwortet hat, aber das weiß ich, daß keines die Thränen gesehen hat, die in das Bündel fielen, das Brigitte den Kindern schnürte, einem nach dem anderen, und daß keiner das Schluchzen hörte, das aus ihrer Kammer zum Himmel drang, wenn sie sie hingeben mußte, eines nach dem anderen.

Sie hatte sie in die Fremde geschickt, sich ihr Brot zu verdienen, und daß sie es weiter bringen sollten, als es daheim im engen Dörflein möglich war. Auch wollten ihre Kräfte nicht mehr so recht, o sie hatte in all den Jahren nichts gehabt, um sie oben zu halten, und sie mußte mit der Zeit sich um eine Arbeit umthun, die leichter war, als die im Feld. Damals verlegte sie sich aufs Beeren- und Pilzsammeln. Im Frühjahr brachte sie auch Kienholz und Mottenkraut zum Verkauf in die nahe Stadt, und im Winter sammelte sie „Nüßchensalat“, wie sie in dieser Gegend das Schmalzbräutchen nennen, bis die dicke Schneedecke nicht mehr gestattete, die grünen Pflänzchen drunter vorzubringen.

Heim mochte sie nun nicht mehr gern, es war gar so still und traurig im kleinen Hause geworden und — wenn's die Schlossfrau auch nicht wußte — manchmal stieg es ihr heiß in den Hals hinauf und ihre Gedanken sagten: „Ach, wenn ich doch eines, nur eines da hätte.“ Und eines Tages kam

eines. Nicht so frühlich, wie sie sich gedacht hatte, aber da war's doch wenigstens. Ihr Vetter hatte sich in einer fernen Stadt eingeheiratet. Dem geringen Mann steht die Feder nicht so zur Hand. Der schreibt nur, wenn's hochnöthig ist. So wußte Brigitte denn weiter nichts, als die Thatsache dieser Heirath, und daß die Schwieger fein und zart sei, wie eine Prinzessin. Ein Jahr später bekam sie noch einen Brief, daß ihr ein Enkelkötterchen geboren sei. Dann hörte sie ein paar Jahre nichts mehr, bis auf einmal, an einem feucht-warmen Abend im Mai, der Sohn in ihre Stube trat. An der Hand führte er ein schwarzgekleidetes Mädchen von etwa vier Jahren. Die großen braunen Augen der Kleinen blickten schier erschrocken, als nach dem Hin und Her der Aufklärung die Großmutter sie zärtlich an sich zog. Die Frau war gestorben und nun duldete es den Franz nicht mehr daheim. Er wollte hinaus, fort in die Welt. Ob die Mutter sich des Kindes annehmen wolle.

(Fortsetzung folgt.)

Das deutsche Reichs-Postmuseum.

Das Reichs-Postmuseum, das in dem großen Neubau Ecke der Leipziger- und Mauerstraße in Berlin untergebracht ist, wo es an vier Wochentagen (Montag, Dienstag, Donnerstag und Freitag) von 10—2, am Sonntag von 12—2 dem Publikum zur Besichtigung offen steht, enthält eine reichhaltige Sammlung von Apparaten und Einrichtungen, die auf das Verkehrsleben bezug haben und eine interessante und zugleich belehrende Sehenswürdigkeit der Reichshauptstadt bilden. Freilich sind viele Einzelheiten ohne nähere Erklärung für den Laien nicht recht verständlich, und es wäre deshalb wünschenswerth, wenn ein genauer Führer am Eingange ausgegeben würde.

Im Erdgeschoß befindet sich eine kleine Sammlung historischer Denkwürdigkeiten, die das Verkehrsleben im Alterthum und Mittelalter und seine reiche Entwicklung in unserem Jahrhundert bis auf unsere Tage veranschaulichen soll. Wir sehen da die primitiven Wagen und Schiffe der alten Ägypter und Assyrer, die Staatskarossen der mittelalterlichen Fürsten und Herren, die mannigfach eingerichteten Postwagen der früheren und des gegenwärtigen Jahrhunderts. Den breitesten Raum nimmt naturgemäß das Verkehrsweisen des 19. Jahrhunderts ein, so daß nur das deutsche Postwesen unserer Tage hier Platz gefunden hat, während das neuzeitliche Verkehrsweisen des Auslandes eine Treppe hoch untergebracht ist. Neben Darstellungen von Post- und Lastfuhrwerken der verschiedenen Jahrhunderte sieht man hier auch Briefe und andere Dokumente, die manchen werthvollen Beitrag zur Kulturgeschichte liefern können. In den meisten Briefmarkensammlern, einer in den letzten Jahrzehnten überaus zahlreich gewordenen Menschengattung, wird die werthvolle Postwerthzeichensammlung, die ebenfalls im Erdgeschoß untergebracht ist, vermuthlich eine neidische Stimmung erregen.

Im ersten Stock ist, wie schon bemerkt, das ausländische Verkehrsweisen der Neuzeit zur Anschauung gebracht. Einen großen Raum nehmen die elegant und praktisch eingerichteten englischen und amerikanischen Eisenbahn-Postwagen ein. Besonders Interesse erregen auch die postalischen Einrichtungen China's, des himmlischen Reiches der Mitte, das im 20. Jahrhundert der kapitalistischen Kultur wohl völlig erschlossen werden wird; auch dort wird die Eisenbahn, die jetzt noch eine wenig bekannte Merkwürdigkeit ist, bald den Verkehr in dem ganzen ungeheuren Reich, der jetzt noch durch Pferd und Wagen vermittelt wird, erobern. Die modernen Dampfschiffe sind es vornehmlich, die China dem europäischen Verkehr erschließen. Von diesen See-Ungeheuern ist eine ganze Anzahl in schön gearbeiteten Modellen vorhanden, von denen wir nur die „Elbe“ erwähnen, die vor drei Jahren durch einen Zusammenstoß mit einem Kohlendampfer zu grunde ging.

Es folgt die interessante Darstellung der telegraphischen Einrichtungen. Zunächst fällt ein Modell eines optischen Telegraphen ins Auge. Dieselben wurden zu Ende des vorigen und zu Anfang dieses Jahrhunderts in Frankreich zu großer Vollendung gebracht und nach dem Vorgange Frankreichs in allen Kulturländern eingeführt; Preußen hinte allerdings den fortgeschritteneren Ländern erheblich nach und eröffnete erst 1833 seine erste Telegraphenlinie zwischen Berlin und Köln. Das im Museum aufgestellte Modell ist eine Nachbildung einer Station jener Linie auf einem Hügel, dem sogenannten Mollentopf, bei Ehrenbreitstein. Sonst habe ich von optischen Telegraphen nichts bemerken können, obwohl sie doch auch heute noch in mannigfach abgeänderter Form vielfach im Gebrauch sind, z. B. im Kapland und Abyssinien. Die Vollständigkeit der Sammlung würde es wohl erfordern, daß auch Modelle der neueren optischen Telegraphenapparate aufgestellt werden.

Sehr reichhaltig ist die Darstellung der elektrischen Telegraphie. Wir finden dort den ersten elektrischen Telegraphen des Professors Schumming aus München vom Jahre 1809, in welchem die Zersetzung des Wassers durch den elektrischen Strom zur Zeichengebung benutzt wurde. Weiter sehen wir das Modell, das der russische Baron v. Schilling-Gannstadt 1832 in Petersburg angegeben hatte, das

aber wegen des frühzeitigen Todes des Erfinders nicht zur Ausführung gekommen ist.

Dann sehen wir den ersten von Gans und Weber in Göttingen ausgeführten Nadeltelegraphen, in welchem Induktionsströme benutzt wurden; es folgt der vervollkommnete Telegraph von Steinheil (1837), in welchem die abgelenkten Magneten Punkte auf einen vorüber gegangenen Papierstreifen zeichneten, und so zum ersten Male telegraphische Zeichen schriftlich fixirt wurden. Weiter folgen eine Reihe von Zeigertelegraphen, bei denen der durch ein Uhrwerk herumgetriebene Zeiger, stets durch einen Elektromagneten in seiner Bewegung gehemmt, auf dem Buchstaben oder Zeichen Halt macht, das von der entfernten Station angegeben wird. Es schließt sich der noch heute übliche Morse-Telegraph an, bei dem durch den Anker eines Elektromagneten ein Farbrädchen gehoben und gegen einen Papierstreifen gedrückt wird, so daß auf diesem Punkte und Striche entstehen. Wir finden dort den ersten ungeschickt aussehenden Morse-Apparat vom Jahre 1837, und können seine Vervollkommnung bis zu den zeitlichen modernen Instrumenten dieser Art verfolgen. Der Morse-Telegraph ist jedoch nur noch auf kleineren Telegraphenämtern in Gebrauch; auf größeren ist er von dem schneller arbeitenden Hughes'schen Typendrucker vollständig verdrängt worden. Auf dem Berliner Haupt-Telegraphenamte befinden sich 150 dieser Apparate, die die ankommenden Depeschen sofort in Druckschrift niederschreiben. In der Sammlung befinden sich mehrere Typendrucker, an denen man Einzelheiten der Konstruktion sich klar machen kann; auf Wunsch wird ein solcher Apparat von einem Beamten des Museums auch gern in Thätigkeit gesetzt, so daß man sein Arbeiten beobachten kann. Durchwandert man den Raum weiter, so findet man Einrichtungen zum gleichzeitigen Versenden mehrerer Depeschen auf einer Leitung und manche andere neue Erfindung; dagegen scheint es, als ob die chemischen Telegraphen, durch die eine Schrift oder auch Zeichnung so übermittelt wird, wie sie an der Abgangstation aufgeschrieben oder gezeichnet wird, etwas tiefmüthlich beobachtet sind. Ich habe wenigstens nur einen einzigen Apparat dieser Art sehen können; freilich hat diese sog. Pantelegraphie (von Pan griechisch = Alles) gegenwärtig auch noch keine erhebliche Bedeutung erlangen können; immerhin bieten die vielen dahin zielenden Versuche ein historisches und wissenschaftliches Interesse.

Steigt man zum zweiten Stockwerk empor, so findet man die Darstellung der unterseeischen Kabeltelegraphie. Eine große Menge der verschiedensten Kabel sind ausgelegt, zum Theil so, daß man von den innersten Kupferadern bis zur äußersten Umhüllung die einzelnen Schichten deutlich verfolgen kann. Interessant sind auch eine Reihe schadhafter Kabelstücke, die bereits längere oder kürzere Zeit auf dem Meeresgrunde gelegen und funktioniert haben. Auch das Modell eines Kabelschiffes, das eigens für die Verlegung von See-Kabeln eingerichtet ist, möchte ich erwähnen.

Sehr reichhaltig ist das Fernsprechwesen vertreten. Wir finden dort die Apparate ausgestellt, mit welchen Philipp Reis 1860 in Frankfurt Töne übertrug; daran schließt sich das Bell'sche Telephon in seinen mannigfachen Formen, sowie das zum Sprechen benutzte Mikrophon. Die Einrichtung einer Fernsprechstation mit ihrer Anzahl von Anschlüssen wird von einem Beamten in gefälliger Weise demonstriert. Derselbe Beamte übernimmt auch die Vorführung einiger Demonstrationen in dem anschließenden Räume. Ein kleiner Theil desselben wird verdunkelt und die Erzeugung von Röntgenstrahlen gezeigt, mit denen dann verschiedene Gegenstände durchleuchtet werden. Die Beziehung zum Verkehrsweisen wird durch die Bemerkung hergestellt, daß die französische Zollbehörde die Röntgenstrahlen zur Durchleuchtung von Zollpaketen benutzt; so habe man in einem Paket, das laut Deklaration Wolle enthielt, auf diesem Wege eine Uhr ermittelt. Weniger ersichtlich ist, welche Beziehung der Anschlagsche Schnellseher, der neben der Röntgenröhre aufgestellt ist und ebenfalls in Betrieb gesetzt wird, zum Postwesen haben soll.

Weiter demonstriert der Beamte die Einrichtung der Rohrpost und bespöckert einige Hülsen mit Rohrpostsendungen von einer Station zur nächsten. Dann wendet er sich dem Edison'schen Phonographen zu, dessen Einrichtung und Prinzip er freilich nicht erklärt, sondern den er lediglich in Gang setzt, um ihn eine Unterhaltung und ein Musikstück reproduzieren zu lassen. Den Schluß bildet die Demonstration der neuen drahtlosen Funken-Telegraphie von Marconi; ein Marconischer Sender befindet sich neben dem Edison'schen Phonographen und wird von dem Beamten in Thätigkeit gesetzt. Er besteht im wesentlichen aus einem Induktionsapparat, dessen Funken zwischen zwei in einem Oelbad befindlichen Kugeln überspringen. Die von diesen ausgehenden elektrischen Wellen gehen durch das Zimmer, wo sie den am anderen Ende befindlichen Empfänger treffen. Dessen wesentlichster Bestandtheil ist der sogenannte Coherer, eine ziemlich luftleer gepumpte kleine Glasröhre, in deren Innern sich zahlreiche Feilspäne aus Metall befinden. Unter dem Einfluß der elektrischen Bestrahlung schließen sich diese eng aneinander und gewähren dadurch dem Strom einer mit ihnen verbundenen galvanischen Batterie eine bequeme Leitung; durch diese wird dann ein Morse-Apparat in Bewegung gesetzt, so daß man in der gewöhnlichen Weise mit Punkten und Strichen telegraphiren kann.

Natürlich haben wir in diesem kurzen Ueberblick nur die hervor-

*) Wenn wir nicht irren, befindet sich ein noch älterer und unhandlicherer Apparat von Morse in Amerika.

ragendsten und auffallendsten Gegenstände der reichhaltigen Sammlung erwähnen können; in ihren Einzelheiten enthält sie noch viel des Interessantesten und gehört jedenfalls zu den größten Sehenswürdigkeiten Berlins. —

Kleines Feuilleton.

— Ein historischer Baum. Jahrhunderte lang stand auf dem sogenannten „Vogge Hill“ in dem jetzigen Staate Maine (Nordamerika) eine mächtige Birke, die im Laufe der Zeiten nicht bloß für die rothen Urvölker, sondern auch für die weißen Einwanderer eine große Bedeutung erlangte. 200 Jahre lang hielten die Cannabis-, Norrigoes- und Obernaki-Indianer unter den Zweigen dieses Baumes alljährlich Zusammenkünfte ab, in denen sie Pelze, sowie Squaws unter einander austauschten und oft Verträge abschlossen, die in großen Schmanzereien endeten. In einem Umkreise von einer halben Meile lagen Haufen von Muschelschalen und verbrannten Knochen, ein Beweis, daß die Rothhäute es sich bei dieser Gelegenheit wohl sein ließen. Als später die Urvölker allmählig den weißen Eindringlingen Platz machen mußten, diente der Baum, da sich von dem Vogge Hill vier Wege abzweigten, den Jägern und Verbrechern als Rendezvous-Platz und zur Uebermittlung von Botschaften, die sie in Ritzen der Rinde und Altschnecken zu verstecken pflegten. In späteren Jahren wurde der Baum „Mifery Birch“ genannt, und zwar rührte die Benennung daher, daß im Februar 1743 zwei junge Männer aus der Nachbarschaft in einer Schneewehe unter dem Baume „erfroren gefunden wurden“. In den Ueberlieferungen aus dem Revolutionskriege geschieht des Baumes keine Erwähnung, und dies kommt wohl daher, daß die weißen Bewohner jener Gegend in den früheren Kämpfen vertrieben oder getödtet waren, sodaß niemand die Ereignisse auf die Nachwelt bringen konnte. Vier Jahre nach dem Friedensschlusse von 1783, im September 1787, wurden Landmesser in jene Gegend gesandt, und diese ließen in einem Loche des Baumes eine trübselige Botschaft folgenden Inhalts: „Wir haben Raum im Ueberflusse, aber kein Wasser und kein Fleisch, ausgenommen was wir schießen.“ Darnach hatte eine ungewöhnlich lange andauernde Dürre die Bäche und Quellen ausgetrocknet, und eine Missernte war die Folge des Regenmangels.

Seit Beginn dieses Jahrhunderts wird der Baum sehr häufig in Urkunden erwähnt. Zahlreiche Botschaften wurden an diesem Straßen-Kreuzungspunkt von den Passirenden hinterlassen. Unter dem Baume war auch ein Friedhof für solche Unglückliche, die einen gewaltsamen Tod gefunden hatten, etablirt worden, und schon vor dem Jahre 1800 wurde dort ein schwedischer Naturforscher, der bei einem Veruche, einen seltenen Vogel zu fangen, durch einen Sturz von dem Baume sein Leben verloren hatte, zur letzten Ruhe gebettet. Während des Krieges von 1812 spielte der Baum eine gewisse Rolle. Die englischen Truppen okkupirten den Hasenort Captine, wo sie durch mehrere Kriegsschiffe geschützt waren, und die Yankee's kampirten nach dem Verlust ihrer Schiffe zwischen Belfast und Hamden, indem sie einen schwachen Versuch machten, eine Verbindung zwischen den 30 Meilen entfernten Positionen aufrecht zu erhalten. Im Spätsommer 1814 kam nach Belfast die Meldung, daß Engländer beabsichtigten, den Fluß hinauf zu segeln und alle Dörfer am Ufer niederzubrennen. Sofort nach Eintreffen dieser Nachricht wurde ein Courier an General Blate, der in Hamden stand, abgesandt. Der Courier überlieferte seine Depesche an „Mifery Birch“ einem anderen Reiter und dieser sprengte in solcher Hast davon, daß sein Pferd ein Eisen verlor. Um den Schaden repariren zu lassen, machte er in Frankfurt Halt, trank sich aber dort so toll und voll, daß er den General Blate erst nach den Engländern erreichte. Die Yankee's wurden geschlagen, der trunksüchtige Courier vom Kriegsgericht zu 6 Monaten bei Wasser und Brod verurtheilt und das Urtheil an der „gelben Birke“ angehängt. In späteren Jahren, als die Postverbindungen noch sehr viel zu wünschen übrig ließen, diente der Baum den Bewohnern der Umgegend als Briefkasten und zum Aufschlagen von Bekanntmachungen aller Art. Mindestens 100 Schuldistrikts-Versammlungen wurden an seinem knorrigen Stamm bekannt gemacht. Wer Vieh zu verkaufen hatte oder einen Knecht brauchte, nagelte eine entsprechende Notiz an den Stamm, denn aus vielen Meilen im Umkreise mußte jeder denselben passiren. Als der Bürgerkrieg ausbrach, wurde er mit Plakaten, in denen Freiwillige verlangt wurden, und später mit Bulletins über die kriegerischen Ereignisse bedeckt. Nach dem Kriege diente er wieder friedlicheren Zwecken und zuletzt wurde er mit Patentmedicin-Ankündigungen in schreienden Farben bemalt. Im Oktober 1867 wurde der Baum vom Blitze getroffen, und seit der Zeit begann er zu kränkeln, bis er im letzten Sommer vollends abstarb. Er ward daher von seinem Besizer, einem Farmer, abgehauen und in Brennholz verwandelt. Der Stamm der mehr als 400 Jahre alten Birke hatte über der Erde einen Durchmesser von 6 Fuß. —

Literarisches.

— 1. — Mag Dreyer: „Eine“. Leipzig 1898. Georg Heinrich Meyer. — Dreyer nennt sein Bühnenstück einen historischen Schwank, weil es einen Ausschnitt jener Zeit giebt, in welcher der Wiedertäufer Jan von Leyden seine neue Lehren aufstellte und ausbreitet. Der Ort der Handlung ist das Münsterland. Der Inhalt des Stückes ist kurz folgender: Jan von Leyden steht in der Nähe

Münsters. Die Gemeindevorsteher eines Dorfes, welche die neue Lehre auch in ihrem Orte einführen wollen, beschließen, die Wiedertäufer einzuführen. Zwei Dorfschönen erklären sich schließlich auch einen ältlichen, reichen Bauer, da kommt jedoch ein lustiger Landsknecht, ein früherer Dorfangehöriger, des Weges, und erobert in Fluge das Herz der Coasstöchter. Sie heirathen den schmucken Burtschen. Allein die Praxis mit ihren kleinen Eierfächteleien lehrt bald, daß zur Ehe nur ein Mann und ein Weib gehört. So widerlegt sich die neue Lehre von selbst. Das Stück ist nach Art der Hans Sachs'schen Schwänke in Versen geschrieben und weiß geschickt zu wirken. —

Erziehung und Unterricht.

— Wiener volksthümliche Universitätskurse. Die von der Wiener Universität nach dem Muster der englischen University-Extension, aber mit staatlicher Subvention veranstalteten volksthümlichen Hochschulkurse bestehen nun schon das dritte Jahr und üben auf die Bevölkerung, namentlich die Arbeiterklasse, ungeschwächte Anziehungskraft aus. Die staatliche Subvention ermöglicht es, den Eintrittspreis für einen Kurs von 6 Abenden so niedrig (50 Kreuzer, Arbeiterkarten ein gros durch die Gewerkschaften zu 25 Kreuzer) anzusehen, daß der Besuch auch wirklich Unbemittelten ermöglicht wird. Der Bildungswerth der Kurse wird dadurch erhöht, daß in der Regel je 3, also 18 Abende zur Behandlung eines größeren Wissensgebietes aneinander geschlossen werden. Am besten besucht sind in der Regel die Kurse über Anatomie, Astronomie, und erste Hilfe, Physik, namentlich Elektrotechnik, doch auch die über Literaturgeschichte und neuere Geschichte. Die durchschnittliche Besucherzahl eines Kurses schwankt zwischen 110—140, je nach der Jahreszeit. Lehrer und Lehrerinnen, sowie Handlungsgesellen, stellen nebst den Arbeitern das Hauptkontingent. Im Jahre 1895—1896 wurden 58 Kurse von 6172 Hörern, im Jahre 1896—1897 60 Kurse von 7162 besucht; in diesem Jahre wurden bisher 48 Kurse mit 5276 Hörern abgehalten; dazu kommen noch 23 Kurse der 3. Kursperiode, die Mitte Februar beginnt. Auch außerhalb Wiens, z. B. in Baden, Leoben, Brünn, wurden schon versuchsweise einzelne Kurse mit gutem Erfolge abgehalten. Und die Universitäten von Graz, Innsbruck, Krakau, die Technik in Brünn folgen dem gegebenen Beispiele. Neuerdings kommen zu diesen Vortragskursen, bei denen sich an den Vorträgen häufig eine Besprechung schriftlicher oder mündlicher Anfragen durch den Dozenten anschließt, auch wirkliche Unterrichtskurse hinzu. An einen gutbesuchten dreimonatlichen lateinischen Elementarkurs (zweimal wöchentlich) schloß am 1. Februar ein lateinischer Fortbildungskurs an, in welchem die Hörer ganz flott Cäsar's bellum gallicum zu übersetzen begonnen haben. Als ein Uebelstand, welcher der Ausbreitung der volksthümlichen Universitätskurse auf das Land hinderlich im Wege steht, erwiesen sich die bedeutenden Kosten, welche bisher auf die Zubörer und Veranstanter der Kurse außerhalb Wiens zum größten Theile überwältigt werden mußten. Nun hat die Wiener Universität durch ihren Rektor eine Petition an den niederösterreichischen Landtag gerichtet, damit auch das Land zu den Kosten beitrage und so diese Kurse auch den kleineren Städten Niederösterreichs zugänglich gemacht werden können. Der Landtag beschloß in seiner Sitzung vom 18. d. M., die Petition zur schleunigen Berichterstattung an den Landesausschuß zu verweisen. —

Geschichtliches.

— Eine Reminiscenz. Man schreibt uns aus London: Borige Woche ist hier ein liberaler Politiker gestorben, der seinerzeit eine nicht unbedeutende Rolle als Förderer demokratischer Bewegungen gespielt hat. James Stansfeld begann seine politische Laufbahn als Charist und war lange Jahre ein intimer Freund Mazzini's, den er bei seinen Unternehmungen in jeder Weise unterstützte. Nach Niedergang des Charismus schloß sich Stansfeld der radikalen Partei an, und wurde im Jahre 1859 in seiner Vaterstadt Halifax gewählt, die ihn auch regelmäßig wiedewählte, bis er sich 1895 vom politischen Leben zurückzog. Als 1859 Palmerston ein Koalitionsministerium aus Whigs und Radikalen bildete, ward Stansfeld als Lord der Admiralität in dasselbe aufgenommen. Bald darauf stellte es sich heraus, daß Stansfeld einen Mazzinianer namens Greco, der in Frankreich wegen einer Verschwörung gegen das Leben Napoleons III. unter Anklage stand und auch verurtheilt wurde, in sein Haus aufgenommen hatte und Briefe für ihn empfing, und ebenso, daß er zwei Jahre früher (1857) bei einer anderen Verschwörung (das Libaldi-Komplot) als Schatzmeister fungirt hatte. Die Tories griffen die Sache auf und kündigten an, daß sie sie im Parlament zur Sprache bringen würden. Und nun kommt das Bezeichnende. „Mr. Stansfeld“, schreibt „Daily News“ in einem Nekrolog, „erbot sich sofort, seine Stelle im Ministerium niederzulegen, aber Palmerston wollte nicht davon hören.“ Später, nachdem die Sache im Parlament verhandelt worden und die Regierung mit knapper Noth einer Niederlage entgangen war, resignirte Stansfeld doch, um, wie er erklärte, ohne der Regierung Schwierigkeiten zu bereiten, seinem Freund Mazzini weiter beistehen zu können. Aber schon 1866 ward er von Lord Russell in dessen Ministerium aufgenommen. „Palmerston wollte nicht davon hören,“ und im Parlament trat, als Disraeli mit der Anklage gegen Stansfeld hervortrat, John Bright energisch sowohl für Stansfeld als für Mazzini selbst ein. Wenn man die absolute Indifferenz dagegen hält, mit welcher

die Presse jetzt den Prozeß Burzew behandelt hat, während konservative Blätter die Verurtheilung höchlichst billigten, dann wird man sich erst recht des Unterschiedes der Zeiten bewußt. —

Hygienisches.

io. Eine Brotsfälschung en gros wurde vor einiger Zeit durch die Aerzte Labesse u. Mennard in der französischen Stadt Angers entdekt, worüber sie eine Mittheilung an die Pariser Akademie der Medizin sandten. Auch hier waren wieder einmal die Röntgen'schen Strahlen das Mittel gewesen, in die inneren Geheimnisse dieses merkwürdigen Nahrungsmittels einzudringen. Es wurde eine große Mehllieferung untersucht und festgestellt, daß das Mehl zu $\frac{2}{5}$ aus mineralischen Stoffen bestand, hauptsächlich aus Kiesel und unlöslichen Kalisalzen. Der Fälscher hatte sich in diesem Falle also nicht mit einer Kleinigkeit abgegeben, zumal es sich um einen ungeheuren Vorrath handelte, welcher tausende von Kilogramm Brot erzeugen sollte. Die Aerzte sprachen sich dringend dahin aus, daß die staatliche Gesetzgebung Untersuchungen mit Röntgen'schen Strahlen für größere Mehllieferungen zwangsweise einführen sollte, um derartige Attentate auf die Volksgesundheit unmöglich zu machen. —

Aus der Pflanzenwelt.

t. Eine neue Tannenart. Der durch seine botanischen Reisen in Vorderasien bekannt gewordene russische Forscher Boris Fedtschenko hat gelegentlich einer Durchquerung von Innerasien, die im Auftrage der Russischen Geographischen Gesellschaft im vorigen Jahre unternommen wurde, aus dem Thian-schan, dem Himmelsgebirge der Chinesen, eine Tannenart mitgebracht, die bisher unbekannt war; er wurde auf dieselbe zuerst von dem Befehlshaber des russischen Forts Anlie-ata in Turkestan aufmerksam gemacht. Diese Tanne hat Nadeln von einem matten Grün, auf der Unterseite mit zwei hellen Linien versehen. Der anatomische Bau der Nadeln unterscheidet diese Tannenart von allen ihren Geschwistern. Daß es sich um eine neue Art handelt, war um so wahrscheinlicher, als in diesem ganzen Gebiete sonst keine Tannen vorkommen, die nächsten, der Abies sibirica angehörig, kommen in einer Entfernung von 800 Kilometern im Altai vor. Fedtschenko hat den neuen Baum zu Ehren des berühmten russischen Geographen Semenow, der in den Jahren 1856 und 1857 zuerst den Thianschan bereiste, Abies semenovit getauft. Mit dieser neuen Art, deren Zapfen leider noch nicht untersucht werden konnten, da es in diesem Jahre dort überhaupt keine Tannenzapfen gab, kennt die Pflanzenkunde 9 Tannenarten, die im russischen Reiche vorkommen. —

Aus dem Gebiete der Chemie.

— Aus Basel wird der „Chemiker-Ztg.“ berichtet: In der Sitzung der hiesigen naturforschenden Gesellschaft vom 16. d. M. theilte Professor Kahbaum mit, daß es ihm zum ersten Male gelungen sei, Kupfer im Vacuum zu verflüchtigen. Er wies dabei gewonnene Kupfersublimat in Porzellanröhren vor. Die Sublimation erfolgte bei einer dem Schmelzpunkte des Kupfers naheliegenden Temperatur. —

Meteorologisches.

— Meersalz in der Luft. Die Spektralanalyse zeigt in allen Luftschichten einen gewissen Salzgehalt, der entschieden dem Meere entstammt. Bei dem Orkan, der am 22. Dezember 1895 im Norden Englands so viele Opfer forderte, fand man, wie die Zeitschrift für praktische Geologie“ mittheilt, Meersalz bis weit in das Innere des Landes. Der Wind hatte an jenem Tage in Fleetwood, wo der Orkan am heftigsten wüthete, die enorme Geschwindigkeit von 172 km in der Stunde, und einzelne Windböhe verbreiteten sich mit der Schnelligkeit von 57 m in der Sekunde. Am folgenden Morgen fand man Salz auf den Blättern der Bäume, auf dem Rasen, auf den Dächern der Häuser, kurz überall unter freiem Himmel, und zwar in den größten Entfernungen von der Küste. Schon im Jahre 1839 ereignete es sich, daß insoferne eines heftigen Januarkurmes der durch den Wind gepeitschte und mit Regen vermischte Seedunst sich auf den Baumblättern als Salz niederschlug, und dies in einer Entfernung von mehr als 90 km vom Strande. Im Dezember 1893 wurde dasselbe Phänomen beobachtet, wo man in einer Entfernung von mehr als 100 km von der Westküste Englands Salz sammelte. Herr J. Symons zufolge breitete der Niederschlag von Salzkristallen sich damals über ein Areal von 6500 qkm aus. Der durch die Luftströmungen getragene Seedunst kann bis zu 110 km Entfernung ins Innere eines Landes geführt werden. Ein Beobachter hat in einer Entfernung von 15 km vom Meere konstatiert, daß jeder Liter Regenwasser ungefähr 90 gr (?) trockenen Salzes enthält, und an einem anderen Orte, 72 km von der Küste, konnte man Salz von den Fensterscheiben ablesen, dessen Quantität auf $\frac{1}{10}$ gr per Quadratmeter geschätzt wurde. —

(„Prometheus“)

Technisches.

— Die Tragkraft des Elektromagneten wird neuerdings zur Hebung schwerer eiserner Gegenstände be-

nutzt. Im Artillerie-Arsenal zu Woolwich bedient man sich, wie die „Tägliche Rundschau“ mittheilt, zum Heben von Bomben schon seit längerer Zeit des Elektromagneten, und wendet nach den günstigen Erfahrungen, die man damit gemacht hat, neuerdings dies auch auf andere eiserne Gegenstände an, zum Beispiel auf das Heben von Platten, Eisenbahnschienen in den Walzwerken, Maschinentheilen u. s. w. So lange hinreichend Strom vorhanden ist, hält der Elektromagnet fest, freilich zieht er auch eiserne Gegenstände mit an, die dicht neben dem liegen, den er mit seiner Kraft zunächst packen soll. Man hat aber diese Schwierigkeit schon überwinden gelernt. Der Arbeiter am Elektromagneten unterbricht, sobald letzterer mehrere Platten zugleich angezogen hat, nur für einen Augenblick den Strom; durch die plötzliche Verminderung der Stromstärke verliert der Magnet an Kraft und läßt deshalb die seitlich mitgenommenen Stücke fallen. Die Kraft, die ein zweipoliger Magnet entwickelt, ist ganz beträchtlich; er hebt bei 4 Ampères zu 240 Volt bis zu 5 Tonnen, das sind 100 Zentner, leicht und sicher. —

Humoristisches.

— Ein Ausweg. „Den! Dir nur, wie schrecklich! Vor-gestern bekomme ich von meinem Schwiegerpapa ein wunderbares neues Bicycle, und an demselben Tag verbietet mir unser Hausarzt aufs strengste das Radfahren! Sag' nur, was soll ich da nun thun?“

„Nimm' Dir einen anderen Doktor!“ —

— Ueberlistet. Ein großer Seifenfabrikant ließ als Reklame folgendes Plakat in ganz New-York aufkleben:

„Kauft Smith's Seife!“

Wie erstaunt war er, als nach einigen Tagen genau unter dem seinigen ein neues Plakat prangte mit der Inschrift:

„Wenn Ihr Brown's Seife nicht kriegen könnt!“

(„Jugend.“)

— Ein findiger Geschäftsmann. „Wodurch haben Sie in der letzten Zeit so gute Geschäfte gemacht?“ Hausfrier: „Ich verkauf' auf der Sekundärbahn Geduldspiele.“ —

Vermischtes vom Tage.

— In der Ortschaft Laucha a. d. Unstrut rannten durchgehende Pferde mit dem Fuhrwerk in eine Schaar spielender Kinder. Eine ganze Anzahl von ihnen wurden verlegt, ein dreijähriger Knabe getödtet. —

— In Königsberg i. Pr. haben sich zwei Kaufmannslehrlinge duellirt. Die Vereinigung der studentischen Korps hat dazu die krummen Säbel geliefert. —

— Bei dem Grubenunglück in Bochum wurden in einer Familie der Mann und zwei Söhne getödtet. Das Unglück hat die Frau so mitgenommen, daß sie einem Herzschlage erlegen ist. —

— Beim dritten Bataillon des 70. Regiments in Saarbrücken sind innerhalb weniger Tage zwölf Sterbefälle vorgekommen. —

— Am hellen Tage schnitt am Mittwoch auf der Straße in der Nähe von Landsküt ein Bauernbursche einer Dienstmagd den Hals ab. —

— Dem Schmiedbalthes von Rochel, dem Helben der Nordweihnacht von 1705, will man in Tölz ein Denkmal errichten. Der „Schmied von Rochel“ war ein — Haberermeister. —

— Seit etwas mehr als zwei Jahren hat eine 36jährige Aufwärterin am Montag in Wien den achtzehnten Selbstmordversuch unternommen. —

— Aus Südtirol werden außerordentliche Schneefälle gemeldet. Der Verkehr ist überall gehemmt. —

— Bei einem durch das Umfallen einer Petroleumlampe entstandenen Brande fand eine ganze Familie, Mann, Frau und ein neugeborenes Kind, in La Biolle (Frankreich) ihren Tod. —

c. e. Einen einzigen Studenten zählt gegenwärtig die klassische Abtheilung der historisch-philologischen Fakultät der Wladimir-Universität in Kiew. Die meisten Stellen für diese Fächer an den russischen Gymnasien müssen bei dem Mangel an russischen Lehrkräften mit Gecken und Nutzhosen besetzt werden. —

— Bei dem Umschlagen eines zu einem Regierungskutter gehörigen Bootes sind in Wells (Norfolk) 11 Mann ertrunken. —

— Auf der Insel Tasmanien wüthet seit 14 Tagen ein furchtbarer Waldbrand, der die unermesslichen Wälder, von denen die Berge bedeckt sind, zerstört. Bisher sind 54 Personen in den Flammen umgekommen. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint Sonntag, den 27. Februar.